



15  
125

# SCHWEIZER ZINNKANNEN

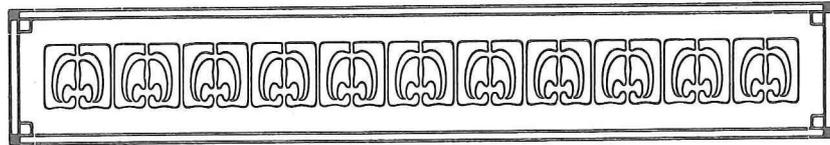
Kulturgeschichtliche Studie

von

Dr. med. GUSTAV BOSSARD  
(SEKTION ROSSBERG)



BEILAGE ZUM JAHRBUCH S. A. C.  
∴ BAND XLIII ∴



# SCHWEIZER ZINNKANNEN

## Kulturgeschichtliche Studie

von

Dr. med. GUSTAV BOSSARD

==== (Sektion Rossberg) ====

Unsere Ferienreise im Jahre 1905 ins schöne Walliserland war infolge der Witterung voll und ganz ins Wasser gefallen. Jupiter Pluvius hatte uns Treue geschworen, und wenn es gerade nicht in Strömen regnete, so war der Himmel doch bis ins Tal hinunter mit grauen Schleiern verhangen. Dazu heulte der Wind und es tosten die Wildbäche, daß einem jede Lust für Bergtouren verging. So waren wir denn richtige Talsohlenklubisten geworden und verfolgten andere Ziele. Wir besuchten die alten Holzhäuser im Zermattertale, durchstöberten den „Blauen Stein“ in Vispach vom Keller bis zum Estrich und studierten den rassigen Heidenwein. Im Lötschental genossen wir die Gastfreundschaft des Herrn Kaplan Brantschen, des biedereren Alpinistenfreundes, welcher uns in zuvorkommender Weise auf interessante Bauten aufmerksam machte und uns den Zutritt zu denselben ermöglichte. In Sitten besuchten wir das historische Museum in der Burg Valeria und mit größter Freude auch einige alte Herrensitze. Am Ende unserer Reise bildeten die herrlichen Sammlungen in Bern geradezu die Rekapitulation unserer reichen in natura gesammelten Eindrücke verschiedenster Art.

Am einen Orte sind prächtige Stücke altschweizerischer Kunst, Werke genialer Einzelarbeit, verwahrlost und dem Zerfalle geweiht;

am andern ist der Besitzer wenigstens auf den antiquarischen Wert derselben aufmerksam gemacht worden; am dritten endlich hat Kunstsinne und Pietät sich mit Liebe und Eifer der Sache angenommen und das Vorhandene noch gerettet. Glücklicherweise ist das Letztere das Häufigste geworden. Der Sinn für Kunst und Formenschönheit hat in den letzten Jahren beim Volke gewaltige Fortschritte gemacht. Hieran haben einerseits die illustrierten Zeitschriften und die populären Prachtwerke unbestreitbare Erfolge zu verzeichnen, indem sie im Bilde ihre Leser auf die Originale und Kunstschatze ihrer Heimat aufmerksam machen; und in der Tat muss das Auge sehen lernen. Ferner sind es aber besonders unsere herrlichen Museen, diese Sammelplätze der Kunst und des Handwerkes vergangener Zeiten, welche schon auf den Schulknaben einen tiefen Eindruck machen. Oder ist es nur Neugierde, oder sind es die unendlich mannigfaltigen Formen dieser Einzelwerke, welche den kaum von der Schulreise ins Landesmuseum Heimgekehrten in die Rumpelkammer und auf den Estrich treiben, um zu suchen und zu forschen?

Im verflornten Sommer widmeten wir unsere Ferien dem herrlichen Bündnerlande. Da uns ein gütiges Schicksal einen kunstsinnigen Architekten zum Freunde und Begleiter gab, so war auch diese Reise überreich an kunsthistorischen Genüssen und vielen anderen Erlebnissen mehr gemütlicher Art. „Bergauf per Bahn und bergab per Rad,“ war unsere Losung, und weil wir die „überreizten Nerven des 20. Jahrhunderts“ schonen mußten, so durften wir niemals pressieren. Deshalb brauchten wir schon zwei volle Tage, um per Bahn ins Engadin zu gelangen. Chur mit seinen stolzen Burgersitzen und düstern Gassen, bot uns für einige Stunden gastlichen Aufenthalt. Filisur, ein behäbiges Dörfchen, zieht sich wohl eine Viertelstunde der Albulastrasse entlang und erfreut das Auge des vorbeiziehenden Wanderers durch seine imposanten und merkwürdigen Häuser. Dank dem konservativen Bündnercharakter wird in denselben noch manches alte Kunstwerk treu behütet und bewahrt. Im „Weissen Kreuz“ zu Bergün sind wir ganz besonders gut aufgehoben, und gar oft schlich sich der eine von uns in das lauschige, echt alte Bündnerstübchen, um Kunst und Geschichte zu studieren, und fand, zu seinem nicht geringen Erstaunen, den andern schon bei der gleichen, nicht gerade mühevollen Arbeit. Aber niemand versäume es, in Bergün das Kirchlein zu besuchen, welches in seiner bemalten gotischen Decke einen herrlichen und zugleich seltenen

Schmuck besitzt. Auch sei jedem der Aufstieg zu dem wunderbar gelegenen Dörfchen Latsch empfohlen, obwohl uns daselbst eine schüchterne Wirtin den edlen roten Labetrunk versagte, weil sie gerade mit Brotbacken beschäftigt war. Im Engadin radelten wir talauf und talab und fanden unsere Mühe reich belohnt. Geradezu wundervoll ist in St. Moritz das neue „Museum“, welches in seinem Ganzen ein im höchsten Grade künstlerisch ausgestattetes Patrizierhaus ist. Infolgedessen wähnt sich der Besucher in die alten Zeiten zurückversetzt und vergisst, dass er sich in einer Sammlung befindet. Es ist dieses wohl die glücklichste Lösung eines Museumsbaues. Reiche kulturgeschichtliche Schätze fanden wir in fast allen Dörfern des Engadins, besonders aber in Zuoz und Samaden. Mit diesen kurzen Reiseerinnerungen möchten wir den Leser mit einem kleinen Teil der Quellen bekannt machen, aus denen wir das Material für die folgenden Zeilen schöpften.

In Stadt und Land, im stolzen Patrizierpalast wie im einfachen Bauernhause findet der Besucher sowohl im Esszimmer als auch in der „schönen Stube“ als geradezu typisches Möbel das Buffet. Meist eingebaut in das Getäfer, bildet es die Zierde des Raumes und zeichnet sich je nach der Wohlhabenheit des Besitzers, bald durch feines Schnitzwerk, bald durch kunstvolle Holzmosaiken aus. Durch zierliche Säulen und Pilaster getrennt, weist es mehrere Abteilungen auf; hiebei besitzt der Hauptteil stets einen treppenförmigen Einbau mit vielen kleinen Schubladen. Oft leer oder mit Krimskrams überstellt, steht es da als Zeuge vergangener Zeiten.

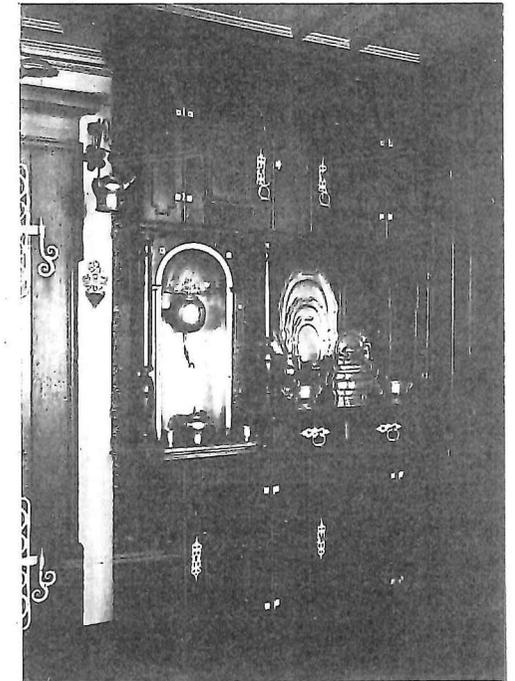


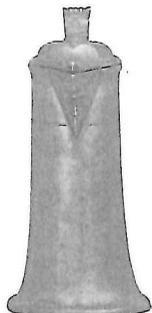
Fig. 1



Zürcher-Henkeltgung  
in Leinwandform 1753  
Höhe 27 cm



Kiste  
Höhe 20 cm



Basler-Henkeltanne  
17. Jahrbundert  
Höhe 27 1/2 cm



Weinflasche 1789  
Höhe 26-115 cm



Walliser-Kanne  
1759  
Höhe 25 cm



Zürcher-Henkeltgung  
1714  
Höhe 24 cm



Kiste  
Höhe 22 cm



Münchener-Henkeltgung  
17. Jahrh.  
Höhe 27 cm



Berner-Henkeltanne  
18. J.  
Höhe 21 1/2 cm



Walliser-Kanne 1789  
Höhe 33 cm



Walliser-Kanne  
17. J. Höhe 38-19 cm



Walliser-Kanne  
17. J. H. 28-12



Berner-Kanne  
18. J. Höhe 22 cm



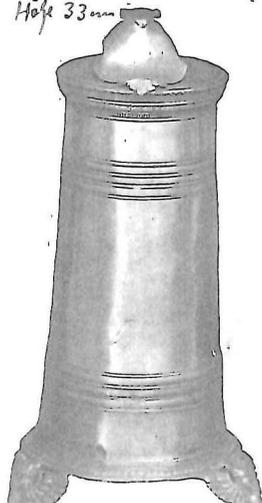
Basler-Kanne  
17. J. Höhe 29 cm



1092  
1078  
1085  
Walliser-Kanne  
17. Jahrh. Höhe 23 cm



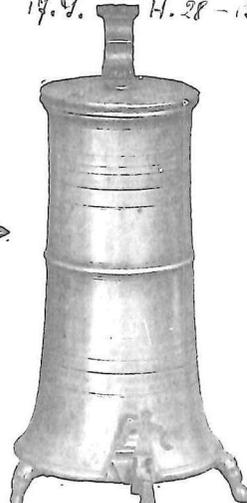
1089  
1075  
1083  
Walliser-K.  
1609-H. 37 cm



1072  
1086  
1070  
Haher Zinnfingerring  
1616-H 48-23



1096  
1084  
1095  
Schwedische Zinnflasche  
17. J. H. 20-25 cm



1087  
1088  
1069  
Haher Zinnfingerring  
16. J. H. 48-22



1090  
1074  
1082  
Walliser-Kanne  
1714 Höhe 24 1/2 cm



1091  
1073  
1097  
Weinflasche Tafel XXI  
1695 H. 36-19

Nicht selten trägt es alle Zeichen der Verwahrlosung zur Schau und um einige Franken wandert es in die Hände findiger Händler. Welch ein Finale für den Stolz und die Freude der Hausfrau in der guten alten Zeit!

Versetzen wir uns für einen Moment in das Jahr 1740 und treten in die gleiche Stube eines der stolzen, grossen Zuger Bauernhäuser (Fig. 1). Kaum erkennen wir den alten Freund wieder, goldbraun, im matten Glanze des Bienenwachses. An der Seite unmittelbar neben der Türe funkelt aus blanker Zinnische das originelle Gießfass. Es enthält das Wasser zum Reinigen der Hände und hat die Form eines Granatapfels, welcher auf dem Deckel einen Büschel von Blättern trägt und an seinem untern Ende in den wasserspeienden Fischkopf ausläuft. Daneben hängt das Brunnenkessellein mit dem Trinkwasser für die Kleinen. Kaum kann man sich satt sehen, und doch ist dieses erst der Anfang. Auf dem Einbau im Hauptteil des Buffets stehen in Reih und Glied die Zinnbecher und Rosenteller, davor die hohen Weinkannen, die bauchigen und sechskantigen Mostkrüge; auch fehlt nirgends die Weihwasserkanne, welche am Feste der hl. drei Könige auf den Altar der Kirche gestellt wird. In den Schränken prangen die ovalen Platten, die Suppenschüssel, die geschweiften Schalen, das Salzgefäss und die dreibeinige Zuckerbüchse. An der Wand steht auf einem besondern Brettchen das Tintengeschirr, wohlgespickt mit langen Gänsekielen. Sozusagen alles Eß- und Trinkgeschirr des Volkes besteht aus Zinn, leuchtend in seinem matten Glanze. Wir sind im richtigen Zeitalter des Zinnes. Alle Gegenstände zeigen individuelle Formen, alle erwecken Interesse, weil sie eben keine Erzeugnisse der Schablone, sondern des denkenden Meisters sind, welcher alle seine Ideen sogleich zur Tat werden lässt.

Ist das ein kostbarer Haushalt, ist wohl ein erster Gedanke. Doch mit nichten; sehen wir uns nur einmal die auf die Kannen gravierten Jahreszahlen an: 1580, 1609, 1630, 1671, 1700, und so geht es fort. Von Groß- und Urgroßeltern stammen die meisten Stücke her; sie haben sich von Generation zu Generation vererbt, und nach und nach hat sich das Besitztum gehäuft. Und was hält nur so eine Kanne aus! Die Beulen wurden ausgeschlagen, die Löcher verlötet, und war schließlich keine Reparatur mehr möglich, so war noch nicht alles verloren. Sie wanderte zum Zinngießer und erstand aus dem Feuer zu neuem Glanze. Heutzutage geht so ziemlich alles in wertlose Scherben oder Fetzen.

Die blinkenden Zinnkannen sind die Zeugen eines Jahrhunderte alten, nun ausgestorbenen, bedeutungsvollen Handwerkes, welches nicht nur in der Schweiz, sondern in ganz Europa eine wichtige Rolle spielte. Gab es doch in jeder grössern Ortschaft der Schweiz Zinngießer, welche für sich allein oder im Kreise der Gesellen ihr bis zur Kunst entwickeltes Gewerbe ausübten. Zum Teil hatten sie selbst Verkaufsläden; zum Teil besorgten eigentliche Händler den Vertrieb, indem sie von Ort zu Ort die Jahrmärkte besuchten. Aus letzterem Grunde erklärt sich auch der Umstand, dass wir die Erzeugnisse verschiedenster Orte und Länder oft in ein und demselben Hause finden. Bei dem vielseitigen Gebrauche der Zinngeräte war nicht nur die Produktion, sondern auch der Handel von grosser Bedeutung. Infolge des hohen Preises des Metalles einerseits, aber auch um die Lötbarkeit des Zinnes zu erhöhen, wurde demselben fast stets Blei beige-schmolzen. Weil aber die giftigen Wirkungen des letzteren schon in den frühesten Zeiten bekannt und gefürchtet waren, ist es beinahe selbstverständlich, dass sich die betreffenden Ortsregierungen,



Fig. 2 a

die wohlweisen und fürsichtigen Herren Räte, mit der heiklen Frage befassten. Je nach der Verwendung der Gegenstände waren grössere oder kleinere Zusätze gestattet; am wenigsten waren sie erlaubt bei der Herstellung des eigentlichen Eß- und Trinkgeschirres. Daß auch gegen diese Vorschriften nicht selten verfehlt wurde, beweisen die zahlreichen Reklamationen und Strafverfügungen in den Ratsprotokollen. Sogar an schweizerischen Tagsatzungen kam die Angelegenheit zur Sprache. Zur Ermöglichung der obrigkeitlichen Kontrolle waren die Zinngießer verpflichtet, ihre Produkte mit einem eingepprägten Stempel zu

versehen. Letztere sind nun außerordentlich mannigfaltig. Meist tragen dieselben den Charakter von Ursprungsmarken; sie bestehen aus dem Orts- oder Stadtwappen und dem Familienwappen des Zinngießers. Über die beiden hinweg ziehen sich auf einem schmalen Bande die Initialen des Meisters und ab und zu sogar die Jahreszahl. In andern Fällen finden wir bloß Familienwappen, oft sogar nur die Initialen allein. An andern Orten waren eigentliche Qualitätsstempel im Gebrauche; diese bestanden in dem Bilde eines Engels, und je nach der Feinheit des Zinnes prägte man dieses Zeichen ein-, zwei- oder dreimal ein. In der Westschweiz und auch im heutigen Kanton Bern wurden diesem Stempel sehr häufig noch die Initialen des Meisters beigefügt; dadurch war auch der Ursprung gekennzeichnet. Als Qualitätsmarke ist endlich auch das F mit darüber befindlicher Krone aufzufassen, welches sich so häufig auf den Walliser- und Bernerkannen findet. Zur Bestimmung des Ursprungs, des Alters und nicht zum mindesten der Echtheit einer Kanne ist die Kenntnis dieser Stempelzeichen unerlässlich. Außerdem ist nicht zu vergessen, dass damals schon die Händler unter sich ungestempelte Kannen und andere



Fig. 2 b. Walliser Stube

Gegenstände verhandelten und oft ihren eigenen Stempel auf Kannen und Platten fremden Ursprunges aufprägten. (Fig. 2 a und 2 b.)

Auf vielen Zinngeräten, und mit besonderer Vorliebe auf den Kannen, befinden sich Gravuren verschiedenster Art. Bald sind es nur Initialen und Jahreszahlen; bald aber zieren prächtige Familienwappen oder reicher ornamentaler Schmuck, als Ranken und Blattwerk, Tier- und Menschenfratzen, mythologische Gestalten usw. die glatten Flächen. Der Ursprung und das Alter dieser Gravuren — wir rechnen hierbei nur mit den echten und alten — muss sehr verschieden beurteilt werden. Der Zinngiesser verkaufte seine Kannen fast stets in ungraviertem Zustande. Der Käufer ließ nun, je nach dem Zweck und

der Bestimmung, nach seinen Angaben die dekorativen Zeichnungen anbringen, und zwar fast stets durch den Goldschmied. Derselbe war mit der Technik sehr gut vertraut und benützte entweder den Grabstichel oder die Punze. Letztere hat die Form eines kleinen, stumpfen Meißels, mit welchem die Zeichnungen eingeschlagen wurden. Wir finden nicht selten sehr alte Kannen mit Gravuren, die einen viel späteren Charakter tragen. Aus dem gleichen Grunde sind auch oft die Jahreszahlen ganz und gar nicht dem Alter entsprechend; in einzelnen Fällen sind dieselben sogar als direkte Beschädigungen eines sonst guten Stückes zu betrachten.

Jedem Sammler, jedem Besucher unserer herrlichen Museen in Bern, Zürich oder Basel, sind die so mannigfaltigen Formen der Zinnkannen aufgefallen. Schlanke und plumpe, runde und kantige, bauchige und einwärtsgeschweifte sind in allen Größen vorhanden. Sind es wohl nur Produkte der nimmer rastenden Phantasie eines oder mehrerer Meister? Mit nichten; für den Kenner genügt sehr oft die Form allein, um sogleich die ungefähre Heimat der Kanne festzustellen. Je nach den Gegenden, zum Teil sogar in eng begrenzten Bezirken, haben sich bestimmte Typen ausgebildet. Dieselben wurden in abgeschlossenen Talschaften sogar Jahrhunderte lang ohne wesentliche Abänderungen beibehalten. Es wurden vollkommen gleichgeformte Gefäße in allen Dimensionen hergestellt, vom Miniaturkrüglein zu kirchlichen Zwecken bis zur imposanten Gemeindeglocke.

So ist es auch uns gelungen, von einer jeden Form ganze Serien mit gleichmäßig zunehmenden Größen zusammenzustellen. Allerdings ist dieses auch für den eifrigen Sammler bald keine leichte Aufgabe mehr. Wenn wir von den Prunkkannen und den ausgesprochenen Seltenheiten absehen und nur die in der Schweiz unter dem Bürgerstande gebräuchlichen und verbreiteten Kannen berücksichtigen, so können wir fünf Typen oder Grundformen unterscheiden; die Walliserform, die Bernerkanne, die Stitze, die Glockenkanne und die prismatischen Kannen (6 bis 8kantige).

## I. DIE WALLISERKANNE

Im weinreichen Wallis und in einigen angrenzenden italienischen Tälern mit Walliser Bevölkerung finden sich heutzutage noch zinnerne Weinkannen im Gebrauch, so z. B. im Lötschental, im Bezirk Goms und im Saasertal. Die charakteristische Form ist in allen folgenden Abbildungen für jeden Leser ohne weiteres ersichtlich. Auf einem niedern, kreisrunden Fusse ruht der Leib der Kanne in der Form einer oben und unten leicht abgeplatteten Kugel. (Fig. 3.) Bei den kleinen Kannen ist der Leib ganz glatt; bei den grössern zieren parallele Kreise oder ein flacher, ringförmiger Wulst den Äquator. Auf den weitbauchigen Leib setzt sich der gedrungene, verhältnismässig dicke Hals, welcher in der Mitte stets eingeritzte parallele Ringe oder den flachen Wulst



Fig. 3. Typische Walliserkannen von 1/4 bis 2 Maß Inhalt

aufweist. Der hohe Hals erweitert sich oben beinahe zur Grösse des Querschnittes des Leibes und bildet so die weite Öffnung. Der Ausguß kommt in einfachster Weise dadurch zustande, dass der Rand der ursprünglich kreisrunden Öffnung seitlich eingepreßt wird. Dadurch nimmt dieselbe die typische Herzform an, welcher nun auch der Deckel entspricht. An der Rückseite der Kanne befindet sich der einfache, meist glatte Henkel, welcher vom Rande bis zur Mitte des Kannenleibes reicht; selten findet man auf demselben Verzierungen in Ornamentguss. Der obere Teil des Henkels trägt das Scharnier für den Deckel. Letzterer wird von einem vierkantigen, allmählich nach vorn sich verjüngenden Zinnbalken getragen, welcher vermittels eines Walzengelenkes in das Scharnier eingreift. Über dem Scharnier bilden Tierköpfe (Widder) oder Eicheln den Griff. Auf dem Deckel befinden sich die für den Sammler und Kenner so wichtigen Zinnstempel; meistens sind es deren zwei, ein

kleiner, welcher ein F mit Krone darstellt und ein grösserer mit irgend einem Wappen. Letztere sind entweder Familien- oder Gemeindegewappen und tragen nicht selten zuverlässige Jahreszahlen. Die auf dem Deckel eingekritzten Initialen und Jahreszahlen datieren meist aus späteren Zeiten.

An der Innenseite des Kannenbodens findet man sehr häufig Dekorationen in Ornamentguss; meistens sind es Rosetten, Bourbonn Lilien u. dgl.



Fig. 4. Walliserkannen mit Ketten (die beiden äußersten Formen auch in der Waadt)

Die Größe der Walliserkanne ist sehr verschieden; so variiert die Höhe von 10 bis 40 cm, der Inhalt von 100 cm<sup>3</sup> bis zu 7 Liter. Die kleinen Kannen wurden direkt als Trinkgefäße benutzt, während die grössern, so von 1 Maß an, den Platz in der Mitte des Tisches einnahmen.



Fig. 5. Öffnung und Deckel der Walliserkannen. Henkel mit Ornamenten

Die 2-Maßkanne hieß im Wallis Mariose und war die in den Wirtschaften größte gebräuchliche Form. In den Gemeindekellern dagegen gab es häufig kolossale Exemplare. Letztere tragen am Kannenhalse Knöpfe oder Ösen, welche zur Befestigung der zinnernen Ketten oder Henkel dienten. (Fig. 4.) Die Ketten hatten nur dekorativen Wert; denn sie sind viel zu schwach und weich,

um die gefüllte Kanne tragen zu können. Am Handgriff und auf dem Deckel aufgelötet befinden sich sehr oft figurale Ornamente, so am häufigsten Eicheln, oft auch phantastische Delphine, Widderköpfe u. dgl.

Das Alter dieser Hauptform der Walliserkanne ist sehr verschieden; es finden sich Stücke mit eingravierten Jahreszahlen und Stempeln, welche bis in das 15. Jahrhundert zurückreichen; andererseits wird die gleiche Fassung noch im Anfange des 19. Jahrhunderts hergestellt. In

keiner andern Gegend finden wir dieses konservative Beibehalten der Urform, welche nur in den Proportionen etwas wechselt; je nach den verschiedenen Talschaften wurden schlankere oder gedrungene Formen bevorzugt. Oft sieht es aus, als ob die Kanne in der Richtung der senkrechten Achse zusammengedrückt worden wäre.

Ausser der Grundform existieren viele Varietäten und eigentliche Seltenheiten. Als gemeinsames Merkmal mit dem Haupttypus bleibt aber stets die Form des Deckels, der obern Öffnung der Kanne und des Kannenhalses konstant. Es hat oft den Anschein, als ob der Zinngießer an den typischen Oberteil der Kanne einfach verschieden geformte Unterteile angelötet hätte. (Fig. 5.) Letztere haben oft die Form abgestumpfter 6 bis 8seitiger Pyramiden; in andern Fällen ist der ursprünglich kugelförmige Leib durch Eintreibung von 3 und 4seitigen

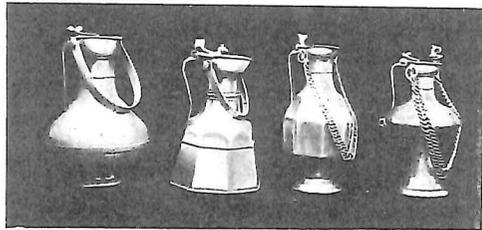


Fig. 6. Große Walliserkanne aus Gemeindegewölben

Fassetten in einen Vielflächler verwandelt. Auch diese Kannen haben meist Henkel oder Ketten und imponieren durch ihre Größe. Die Höhe beträgt ca. 38 cm und der Inhalt steigt bis zu 8 Liter, so daß eine gefüllte Kanne

ca. 15 kg wiegt. Das Material der Walliserkanne (Fig. 6) ist stets ein ausgezeichnetes; es besteht aus schneeweißem, beinahe reinem Zinn. Infolgedessen bleiben sie auch in den Sammlungen jahrelang blank und schön, im Gegensatz zu den stark bleihaltigen, welche schon einige Tage nach der Reinigung schwarz anlaufen.

Im Unterwallis und besonders häufig im Waadtlande findet sich noch eine besondere Abart der Walliserform. Wir verweisen auf Fig. 4, wo diese Varietät in den beiden äußersten Exemplaren vertreten ist. Es sind einfach Walliserkanne ohne Fuß, etwas plumpe Gestalten, deren Leiber direkt auf der Unterlage ruhen. Auch bei dieser Form existieren alle möglichen Größen, mit und ohne Ketten.

## II. DIE BERNERKANNE

Die Grundform hat viele Anklänge an die Walliserkanne; doch ist sie bedeutend schlanker und eleganter. Der Kannenleib ist mehr zwiebelartig als kugelig und läuft in den langen Halsteil aus. Letzterer

bildet oben eine konische Erweiterung und so eine kreisrunde Öffnung. Diese ist aber bedeutend kleiner als der Querschnitt des Kannenleibes. An der Übergangsstelle des Leibes in den Hals bemerkt man als charakteristische Eigenschaft drei bis fünf parallele wellenförmige Rippen und in der Mitte des Halses eine ringförmige flache Austreibung, wie bei der Walliserkanne. (Fig. 7.) Auf dem Leibe befinden sich häufig prachtvolle Gravuren, als Wappen, Blumengewinde, Widmungen der Stifter und Jahreszahlen. Das Hauptmerkmal des Bernertypus ist aber die Ausgußröhre. Dieselbe ist prismatisch, sechsseitig und oben durch ein zierliches Deckelchen verschlossen; sie setzt sich mit ihrem unteren Ende in der Mitte des Kannenleibes an und steigt schräg aufwärts bis zur Höhe des Kannenrandes, indem sie sich ein wenig verjüngt. Das obere Ende steht also weit von der Kanne ab und würde bei jeder Ge-

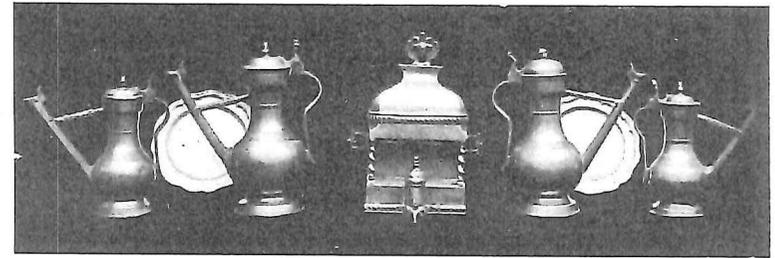


Fig. 7. Kleine und große Bernerkanne

legenheit beschädigt oder verbogen, wenn es nicht durch einen Querbalken mit dem oberen Teile der Kanne verbunden wäre. Dieses Verbindungsstück heißt Steg und ist nicht horizontal angebracht, sondern steigt gegen die Kanne an. Die Form des Steges ist sehr mannigfaltig; er bildet die hauptsächlichste Dekoration der Kanne. Bald stellt er einen ausgestreckten Mannsarm in Puffärmeln dar, bald einen schlanken Damenarm in eng anliegendem Kleide verschiedenster Zeichnung. Hierbei umfaßt die weitgeöffnete, zierliche Hand die Ausgußröhre. Solche Kannen waren ganz besonders beliebte Hochzeitsgeschenke und sie wurden geradezu als „Herren“ und „Damen“ bezeichnet, je nach der Form des Steges. (Fig. 8.) Der Henkel hat eine eigentümlich geschweifte Form und trägt oben das Scharnier für den Deckel. Derselbe ist kuppelförmig, oft sehr flach und paßt in einen Falz des Kannenrandes. Infolgedessen ist der Verschluss ein viel vollkommener als bei der Walliserfassung, bei welcher ja der Deckel nur dem Rande aufliegt. Auf der

Mitte des Deckels sitzt eine knopfförmige Verzierung, welche bald eine Eichel oder eine Traube darstellt; in andern Fällen besteht sie in einem kleinen Mohrenkopfe. Der Deckelgriff dient ebenfalls zur dekorativen Ausstattung der Kanne und variiert sowohl in der Form als Grösse



Fig. 8. „Herr und Dame“ (in der Mitte ein Wasserkrug)

vielfach. Am häufigsten auf dem Deckel, ab und zu auch am Henkel befindet sich der Zinnstempel. Meistens besteht er aus dem Berner Wappen mit den darüber befindlichen Initialen des Zinngießers; in andern Fällen aus dem Engel (Qualitätsstempel) mit den gleichen Buchstaben. Die Schützenvereine ließen neben dem Zinnstempel sehr

häufig kleine Gewehrzeichnungen einprägen (Schützenkannen). Die Qualität des Zinnes ist sehr verschieden; besonders stark bleihaltig sind in unserer Sammlung die Thunerkanne.

Die Bernerkanne besitzt die dekorativste Form aller Schweizer Zinnkannen. Als Gebrauchsgegenstand findet sie sich nur in zwei Größen, die Maß- und die Halbmaßkanne. Der Inhalt der ersteren beträgt ca. 1,8 Liter, der letzteren 0,9 Liter. Die Höhe beträgt ca. 32 cm bzw. 26 cm. — Im Berner Oberland, im Simmental und im Seeland finden sich ab und zu Kannen gleicher Form (Fig. 9), aber ohne die charakteristische Ausgußröhre und den kuppelförmigen Deckel.



Fig. 9. Bernerkannen ohne Ausgußröhre

Also nur der Kannenleib hat Bernerfasson; der Hals, der Ausguß und der Deckel sind genau gleich wie bei den gewöhnlichen Walliserkannen. Weil die soeben erwähnten Gegenden an den Kanton Wallis angrenzen, so handelt es sich hier um eine direkte Beeinflussung der Berner Industrie; denn bei der genauen Untersuchung der Kannen kommen wir stets zu dem Resultat, daß die Walliserkannen die ältern sind.

### III. DIE STITZE

In der Nord- und Ostschweiz ist die Zahl der Kannenarten eine bedeutend größere. Diese Tatsache erklärt sich nicht allein aus der viel größern Ausdehnung des Gebietes, sondern viel mehr aus dem leichtern und freiern Verkehr der Orte untereinander. Doch finden wir auch hier im täglichen Gebrauche des Volkes nur drei verschiedene Grundformen: Die Stitze, die Glockenkanne und die prismatische Kanne. Bei allen diesen drei Formen existieren alle möglichen Größen, so daß man, ebenfalls wie bei der Walliserform, ganze Serien zusammenstellen kann. Die Stitze hat eine zylindrische, von unten nach oben sich ein wenig verjüngende Form. Je nach den verschiedenen Landschaften

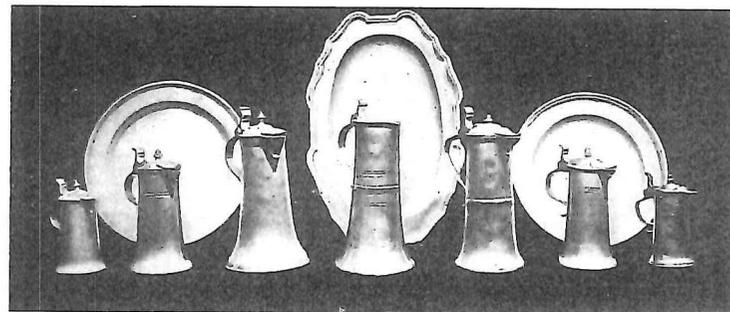


Fig. 10. Stitzen mit schnabelförmigem Ausguß

kommen kleine Variationen vor, welche aber auf das elegante Aussehen der Form von großem Einfluß sind. So zeichnen sich die Baslerstitzen durch ihre Schlankheit vorteilhaft aus. Die Zürcher und die Zuger Exemplare haben einen mehr gedrungenen Bau und die Schaffhauser stehen so ziemlich in der Mitte. Letztere haben zudem oft in halber Höhe eine ringförmige flache Ausbauchung. Zur definitiven Entscheidung des Ursprunges ist aber die Untersuchung des Zinnstempels unerläßlich. Der letztere befindet sich fast stets an der Oberseite des Handgriffes, seltener auf dem Deckel.

Je nach der Form des Ausgusses und des Deckels zerfallen die Stitzen in 2 Unterarten. Die eine Form, und zwar die schönere, besitzt einen extra gegossenen entenschnabelförmigen Ausguß (Fig. 10), welcher an seiner Unterseite verschiedenartige Einkerbungen aufweist. Bei der Solothurnerstitze befindet sich an Stelle der letzteren in origineller

Weise ein Mannsgesicht mit langem Bart, der in die Kannenwandung ausläuft. Der Deckel ist flach kuppelförmig, besitzt vorn einen herzförmigen, den Ausguß deckenden Ansatz und greift in einen Falz des Kannenrandes ein. Bei der zweiten Unterart fehlt ein eigentlicher Aus-

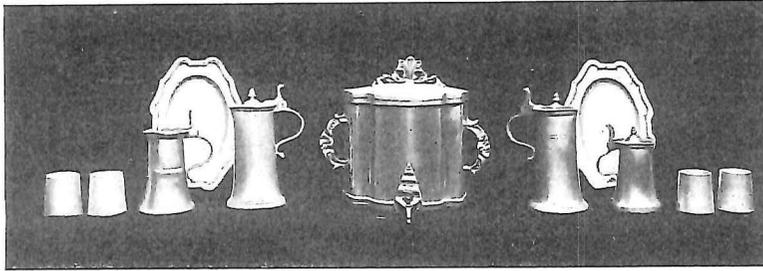


Fig. 11. Stitzen ohne Ausguß

guß. (Fig. 11.) Die obere Öffnung ist genau so geformt, wie bei der Walliserkanne, also herzförmig, und ebenso liegt der beinahe ebene, herzförmige Deckel dem Kannenrande einfach auf. Eine besonders unförmliche und plumpe Abart, ein Zwischending von Stitze und Walliserform, findet sich in den freiburgischen Landbezirken.



Fig. 12. Verschuß, Deckel und Ausguß bei den Stitzen

Alle Stitzen tragen den Charakter schlichter Einfachheit und weisen nur wenige dekorative Elemente auf. (Fig. 12.) Ab und zu trägt der Deckelgriff einige spärliche Verzierungen. Auf der Mitte des Deckels sitzt bald nur ein einfacher Knopf, bald eine kleine Traube oder Eichel. Der Kannenleib ist oft ganz glatt; oft bezwecken eingravierte zirkuläre Linien eine Andeutung leichter Gliederung. In seltenen Fällen aber treffen wir auch viele ornamentale Gravuren, welche mit denjenigen auf den Bernerkannen punkto Feinheit wetteifern. Die Innenseite des Kannenbodens weist stets irgend ein Ornament auf, sei es eine Rosette oder irgend ein Stadtwappen. In beiden Fällen handelt es sich aber nicht um

Gravuren, sondern um Ornamentguß. Die Qualität des Zinnes läßt sehr zu wünschen übrig und stark bleihaltige Exemplare sind bei den Stitzen ausserordentlich häufig. In den Zuger Ratsprotokollen finden sich ab und zu diesbezügliche Reklamationen und Strafbestimmungen. Der Inhalt der Stitze variiert von 2 Maß bis zu 20 cm<sup>3</sup>, doch waren die üblichen Größen 1, 1/2 und 1/4 alte Maß (1 Maß = 1,8 Liter). Die entsprechenden Höhen betragen 29, 22 und 16 cm im Mittel. Die Stitzen waren von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis ins 19. Jahrhundert sehr beliebt und verbreitet; infolge der regen Handelsbeziehungen finden sich alle Abarten in der Nordostschweiz überall verbreitet.

#### IV. DIE GLOCKENKANNE

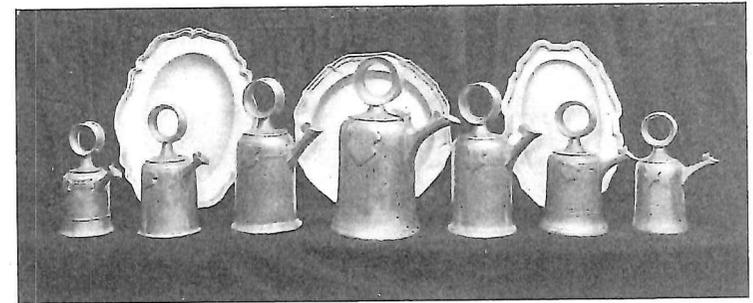


Fig. 13. Zuger Glockenkanne von 1/4 bis 2 Maß

Wie schon aus dem Namen hervorgeht, ist die Grundform dieser Kanne ähnlich derjenigen einer Glocke. Je nach dem Verhältnis der Höhe zum Durchmesser, je nach der Ausladung des unteren Teiles gibt es auch bei dieser Form viele Varietäten. Im allgemeinen sind alle etwas massig, beinahe plump. So haben denn schon die Zinngießer versucht, diesem Übelstande entgegenzutreten. Um Gliederung und Einteilung in die glatte Wandung zu bringen, wurden wellenförmige, zirkuläre Rippen oder gravierte Rillen angebracht. (Fig. 13.) Auch wurde auf der rechten Seite stets ein kleiner Schild aufgelötet. Derselbe trägt mit seinem eingravierten Wappen, Initialen und Jahreszahlen ebenfalls ein wenig zur Dekoration bei. Ziemlich am obern Kannenrande setzt die kurze 6kantige Ausgußbröhre an, welche schräg aufwärts bis über die Höhe des Randes führt. Dieselbe erweitert sich an beiden Enden und sitzt mit sehr breiter Basis und scharf begrenzt auf der Kannenwand

auf. Das obere Ende der Ausgußröhre trägt ein Scharnier, in welches ein kleines flaches Deckelchen eingreift. Auf letzterem befindet sich der Zinnstempel, welcher allein über den Ursprung der Kanne sichern Aufschluß gibt. Aus uns unbekanntem Gründen existieren viele echte Glockenkannen, bei welchen der Zinnstempel fehlt. Die Innenseite des Kannenbodens besitzt, gleich wie bei den Stützen, zur Dekoration eine Rosette oder ein Wappen in Ornamentguß. Die obere Öffnung der Kanne ist kreisrund und hat an der linken Seite einen kleinen rechteckigen Ausschnitt zum Einsetzen des Deckelverschlusses (Bajonettverschluß). (Fig. 14.) Der nahezu flache kreisrunde Deckel trägt in seiner Mitte, auf einem konischen Ansatz aufgelötet, einen großen senkrechtstehenden Ring, welcher als Handgriff und Träger zugleich dient. In sehr seltenen Fällen wird der Verschluß durch ein Gewinde hergestellt und zwar in der gleichen Weise, wie wir es bei den folgenden Kannenformen finden. Die gebräuchlichsten Größen der Glockenkannen entsprechen einem Inhalt von 2, 1 und  $\frac{1}{2}$  alte Maß (1 Maß = 1,8 Liter). Doch finden sich alle möglichen Zwischenstufen. Diese Kannenform war neben der Stütze in der Zentralschweiz die häufigste;

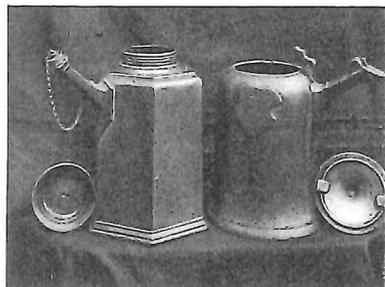


Fig. 14. Verschluss und Deckel bei der prismatischen und Glockenkanne

doch finden wir sie erst nach 1730. In den katholischen Gegenden dienen sie heute noch zur Aufbewahrung des Weihwassers und werden jeweilen am Fest der heiligen Drei Könige (6. Januar) zur Segnung auf den Altar gestellt. Bei dieser Gelegenheit sieht man nicht selten viele gravierte Exemplare.

## V. DIE PRISMATISCHEN KANNEN

Weitaus in den meisten Fällen handelt es sich nur um 6kantige Kannen; die 7 kantigen sind sehr selten und 8 kantige finden sich neben mehreren seltenen Abarten, nur im Bündnerlande. Die 6 kantige Kanne, vielerorts Schraube genannt, ist außerordentlich verbreitet, besonders im Gebiete der jetzigen Kantone Zürich, Schaffhausen, Thurgau, St. Gallen und Graubünden. Die Form ist gefälliger und viel weniger klotzig als diejenige der Glockenkanne. Vom Miniaturkänn-

chen von 200 g ab bis zum Riesen von 4 Liter Inhalt finden sich alle Größen. (Fig. 15.) Die Grundform bildet ein senkrechtstehendes sechsseitiges Prisma, welches meist auf einem niedern, verschieden profilierten Fuße steht. Während letzterer bei den einfachen Bauernkannen oft fehlt, hat derselbe bei schönen Stücken eine weite Ausladung. Oben schließt das Prisma mit einer 6seitigen horizontalen Platte ab, welche ein starkes Gewinde von 5—6 Schraubengängen trägt. Der Ausguß der Kanne ist genau derselbe wie bei der vorigen Form; nur finden wir an Stelle des Verschlußdeckelchens häufig einen Schraubenverschluß. Im letztern Falle ist das Verschlußköpfchen vermittels einer kleinen Kette an der Ausgußröhre festgemacht, damit dasselbe nicht zu Boden fallen oder verloren gehen kann. Der kreisrunde Deckel zeigt inwendig

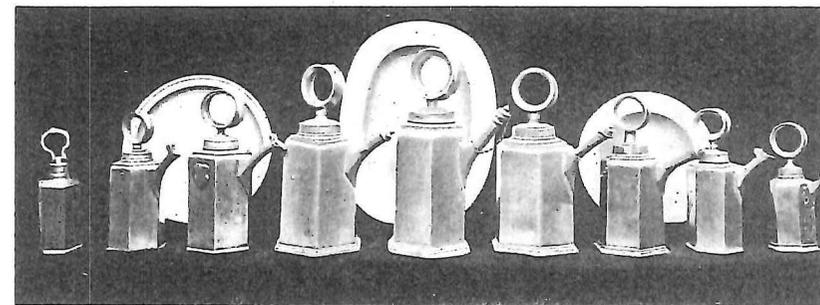


Fig. 15. Prismatische (sechskantige) Kannen von  $\frac{1}{4}$  bis 2 Maß

das negative Gewinde zum Verschluß der Kanne und trägt auf einem verschieden hohen und geformten Halse den senkrechtgestellten angelöteten Ring, gleich wie bei der Glockenkanne. Weil das Gewinde hermetisch schließt, so findet sich am Deckel ein Löchlein, welches das Eintreten der Luft gestattet und so ein Ausschlenken des Inhaltes ermöglicht. Der Zinnstempel befindet sich entweder auf dem Deckelchen der Ausgußröhre oder aber an der Oberseite des Kannendeckels. Die prismatischen Kannen stammen aus der gleichen Zeit wie die Glockenkannen. Ebenso verhält es sich mit der Höhe und dem Rauminhalt dieser Form. Die Außendekoration durch Gravuren steht ebenfalls auf dem gleichen Niveau. In sehr seltenen Fällen besitzen die prismatischen Kannen, ebenfalls wie die vorige Form, auf der einen oder andern Seite ein aufgelötetes Schildchen. Eine besonders schöne Varietät der 6kantigen Kanne bildet die Churer Kranzkanne. (Fig. 16.) Der untere

Teil des Kannenleibes ist nach allen Seiten breit ausgeschweift und ruht auf einem weit ausladenden Fuß mit feinstem Ornamentguß (Kranz). Der untere Teil der Ausgußröhre wird von 5—7 stilisierten Acanthusblättern umfasst. Bei den großen Exemplaren ist auf der rechten Seite ein ziemlich großer, ovaler Schild aufgelötet, welcher

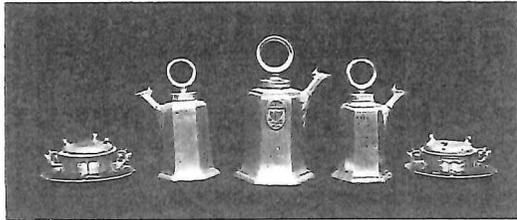


Fig. 16. Churer Kranzkannen

durch Ornamente in der Form von Ranken und Weintrauben reich geschmückt ist. Die Ausführung und die Qualität des Materials dieser Kannen ist durchwegs erster Güte. Die Zinnstempel befinden sich

sowohl auf dem Deckelchen der Ausgußröhre wie auf der Unterseite des Kannenbodens. Daß die Kranzkannen sehr gesucht sind und hoch im Preise stehen, bedarf wohl keiner Erklärung.

Besonders häufig in der Ostschweiz treffen wir neben den Kannen noch prismatische Gefäße ohne Ausgußröhre (Fig. 17). Sie dienen zur Aufbewahrung von Olivenöl, Rüböl, Honig usw., auch zu kirchlichen Zwecken. Die kleinsten Vertreter dieser Art dienen, mit warmem Wasser gefüllt, als Einlagen in die oft geradezu riesigen Pelzmuffe der guten alten Zeit.

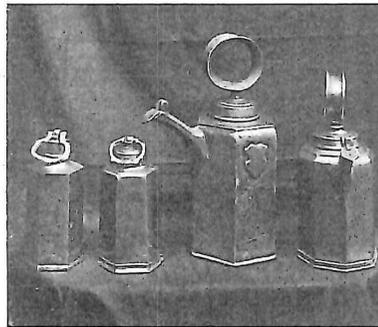


Fig. 17. Prismatische Kannen ohne Ausgußröhre. Gepunzte Kanne mit Schild. Achkantige Kanne

\* \* \*

Außer den Repräsentanten dieser fünf Hauptformen finden sich noch eine bedeutende Menge anderer Kannen. Allein während es sich bei den ersteren um spezifisch schweizerische Typen handelt, tragen die letzteren fremdländischen Charakter. Sie sind auch oft französischen oder englischen Ursprungs und wurden aus diesen Ländern importiert. Doch wurde auch eine bedeutende Menge in den größeren Schweizerstädten nach den fremden Modellen gegossen.

In erster Linie erwähnen wir die auch in Deutschland und Österreich

weitverbreiteten Rokokozinnkannen (Fig. 18). Sie bestehen aus feinstem reinweißem Zinn und wirken sehr dekorativ. Fast ausnahmslos tragen dieselben die Qualitätsstempel (ein-, zwei oder drei Engel); andere Stempel wurden aber oft von Händlern und Verkäufern aufgepreßt und es ist denselben nicht recht zu trauen. Überdies werden gegenwärtig in Süddeutschland Rokokoziנגegenstände massenhaft und zum Teil täuschend imitiert. Aus der Zeit des Empire besitzen wir ebenfalls Kannen und Geschirr aus feinstem Material; Kaffee- und Teeservices waren bis in die letzten Jahre sogar noch im Gebrauche. Alle tragen ebenfalls die Qualitätsmarken und oft das Monogramm des Fabrikanten. Die Empirekannen tragen schon mit großer Bestimmtheit den Charakter des Fabrikmäßigen und der beginnenden Großindustrie. Noch viel mehr ist dies der Fall bei den sogenannten Sheffield-Zinnkannen. Die-



Fig. 18. Rokoko-Zinngeschirr

selben wurden seit ca. 1830 in die Schweiz importiert und rasch verbreitet. Sie tragen englische Nummern und Initialen und bestehen nicht aus Zinn, sondern aus einer komplizierten Legierung. Dieselben sind als direkte Erzeugnisse des Fabrikbetriebes aufzufassen und sind auch als solche zu taxieren.

\* \* \*

Hiermit sind wir am Schlusse unseres Themas angelangt; bei der außerordentlichen Vielseitigkeit des Stoffes ist es selbstverständlich, dass vorliegende Zeilen nur eine Skizze bilden sollen. Sie sind das Resultat jahrelangen, eifrigen Sammelns. So stammen denn auch sämtliche Abbildungen von Originalen aus unserer Privatsammlung und wurden nach den meisterhaften Photographien unseres Freundes und Klubgenossen Carl Schilling hergestellt. Überdies haben viele Einzelheiten nur für den Kenner und Sammler Bedeutung, und wir

haben hierbei nicht in letzter Linie das eminent schwierige Studium der Zinnmarken im Auge. Echte und schöne Zinnkannen sind gegenwärtig zu großen Seltenheiten geworden. Dieselben wurden von 1850 bis 1890 massenhaft zusammengekauft und meist eingeschmolzen. Musste man eine Kupferpfanne verzinnen lassen, so gab man zu diesem Zwecke dem Kupferschmied ein Krüglein oder einen alten Zinnteller und so ging manch wertvolles Stück zugrunde. Kaum hatte man aber die Schönheit und den Wert der behäbigen Kannen erkannt, so kamen die Altertumshändler und durchsuchten nachgerade Haus für Haus. Immerhin wurden dadurch noch viele wertvolle Gegenstände erhalten und vor dem Einschmelzen bewahrt. So haben auch die Antiquare ihre guten Seiten.

Sollte es uns gelungen sein, in ein wenig bekanntes Gebiet etwas Licht und Ordnung gebracht zu haben, und sollten gar diese Zeilen recht vielen gemütlichen Kannen das Leben retten und erhalten, dann sind wir mit dem erreichten Resultat vollauf zufrieden.

